Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **20 (1938)**

Heft 40

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 7. Oktober 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 40

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Soldatenstuben
Eine Frau als Reederin
Ein Schweizer Haushalt in Uebersee
Arbeiter-Alltag

Wochenchronik

Ausland.

Gott sei Dank! Die furchtbare **Kriegsdrohung**, die noch vor acht Tagen über Europa lastete, ist gnädig abgewendet worden. Die in **München** zusammengetretenen vier Staatsmänner konnten zur Unterzeichnung eines **Uebereinkommens** gelangen, das nach den gemeinsamen Aussagen von Daladier und Chamberlain zwar wesentlich verschieden von den Godesberger Forderungen — vor allem jede Gewaltanwendung ausschließt, aber doch außerordentlich hart für die Tschechoslowakei ist. Sie muß sukzessive ihre sämtlichen deutschen, ungarischen und polnischen Randgebiete abtreten (Polen hat das seinige durch ein Ultimatum bereits erzwungen). Was blieb dem unglücklichen Staat übrig, als ja zu sagen? So konnte wenigstens das Leben der Nation gerettet werden, während selbst nach einem langen und sogar siegreichen Koalitionskrieg mit Hilfe Englands, Frankreichs und Rußlands sein Gebiet wohl kaum erhalten geblieben wäre (wie Daladier vor der französischen Kammer ausführte). Die Tschechoslowakei stimmte also zu! Zunächst nun ging ein entlastendes **Aufatmen** durch die Welt. Chamberlain, Daladier, Mussolini wurden bei ihrer Rückkehr von ihren Völkern als Friedensbringer mit einem beispiellosen Jubel und einem wahren Taumel der Freude empfangen. Die Dankbarkeit und Freude über den erhaltenen Frieden machte sich explosionsartig Luft und kam einem wahren Plebizit der Völker für den Frieden gleich.

Freilich — es wird Viele geben, die dieses „Friedens" nicht von ganzem Herzen froh werden können, auch nicht trotz der gemeinsamen Erklärung Hitlers und Chamberlains (die letzterer von München als das Ergebnis einer gegenderten Aussprache zwischen ihm und Hitler mit heimbrachte), künftig alle strittigen Fragen auf dem Wege der Besprechungen zu lösen und nie mehr zu einem Kriege gegeneinander zu schreiten. Ein dunkles banges Gefühl geht neben her. Wird die Prag gegenüber angewandte Methode nicht auch jeder andern Nation gegenüber wiederholt, die wagt, den politischen Weg Deutschlands zu kreuzen? Bedeutet das Geschehene nicht eine beklagenswerte Schwächung Englands und Frankreichs und ein Triumph der Diktatoren? Im englischen Unterhaus, als Chamberlain Rechenschaft über München ablegte, fanden diese schweren Bedenken durch Duff Cooper, Churchill, (der von einem wahren Zusammenbruch Englands u. Frankreichs sprach) Sinclair, Attlee usw. unverhohlenen Ausdruck. Gleichwohl wird Chamberlain mit dem überwältigenden Vertrauen des Unter- und Oberhauses rechnen können, wie auch Daladier nach seiner meisterhaften Darlegung vor der französischen Kammer ein überwältigendes Vertrauensvotum ernten durfte.

Es gibt aber auch Optimisten, die glauben, daß nun alles anders werde, daß nun eine Verständigungsbereitschaft auf der ganzen Linie einsetze und eine neue Periode der europäischen Geschichte beginne. Chamberlain selbst nennt das in München Geschehene nur ein Vorspiel zu einer weitern Regelung, die Europa einen langen Frieden bringen werde. Ohne Zweifel machen sich in dieser Richtung bereits Anzeichen geltend. Der französische Ministerrat beschloß, Mussolini den Dank des französischen Volkes für seine Friedensvermittlung auszusprechen, und sofort einen Botschafter beim Quirinal zu ernennen (was die Anerkennung der abessinischen Eroberung in sich schließt). Das ist natürlich ein wichtiger Schritt, geeignet, die seit dem Abessinienkrieg so folgenschwere italienisch-französische Entfremdung weitgehend zu überbrücken. Des weitern deuten die verschiedenen Besuche des englischen Botschafters bei Graf Ciano darauf hin, daß auch zwischen England und Italien allerhand in Gängen ist. Man spricht bereits vom Rückzug italienischer Freiwilliger, von der bevorstehenden Anerkennung der abessinischen Eroberung und der Inkraftsetzung des Osterabkommens seitens Englands, von der Herbeiführung eines Waffenstillstandes in Spanien usw. Daneben dürfte auch das Problem des deutschen Kolonialanspruches in Angriff genommen werden, ja auch die Frage einer allgemeinen Abrüstung taucht bereits am Horizont auf. Das sind große und vielversprechende Pläne. Sollte in diesem Sinne von München wirklich eine Umkehr, ein neuer Geist der Verständigungsbereitschaft und des guten Willens ausgehen, dann würde sich trotz allem auch hier wieder das Wort vom „Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft" erwahren.

Der tiefste Dank, die höchste Anerkennung und die schmerzlichste Anteilnahme aber gebührt der unglücklichen Tschechoslowakei und ihrem Präsidenten Benesch, der maßlose Beschimpfungen über sich ergehen lassen mußte und der nun in Selbstaufopferung von seinem Amte zurücktrat, um mit seiner Person einer notwendigen Verständigung mit Deutschland nicht im Wege zu stehen.

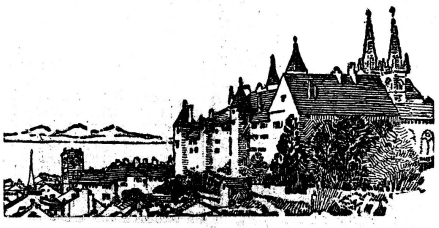
Inland.

Der **Bundesrat** hat von der zustande gekommenen Einigung in München in einer Sondersitzung letzten Freitag früh mit großer Erleichterung Kenntnis genommen und von dieser neuen Lage einer daran anschließenden interfraktionellen Konferenz der beiden Räte Kenntnis gegeben. Damit wurden die für schlimmere Eventualitäten vorgesehenen Schutzmaßnahmen hinfällig und damit mußte auch der Sessionsschluß nicht hinausgeschoben werden. In einer Rede anläßlich der Tessiner Mustermesse hat Bundesrat Motta den Dankgefühlen des Schweizer Volkes für die Erhaltung des Friedens Ausdruck gegeben, wie auch der schweizerische Kirchenbund für die Erhaltung des Friedens eine Dankkundgebung erließ.

Aus den Verhandlungen des **National- und Ständerates** ist noch abschließend nachzutragen, daß beide Räte in der Schlußabstimmung die Vorlage betreffend den Transport von Sachen und Personen mit Motorfahrzeugen, namentlich aber diejenige über den Ersatz des Fiskalnotrechtes zustimmten, der Nationalrat mit 103 gegen 3 Stimmen bei 56 Enthaltungen, der Ständerat mit 29 ohne Gegenstimme. Die Enthaltungen stammen von den Sozialisten mit der Begründung, daß sie die Zustimmung zur Verständigungsvorlage davon abhängig gemacht hätten, daß auch in den übrigen großen Landesfragen eine Uebereinstimmung zustande komme. Nicht nur sei das nicht geschehen, sondern auch sämtliche sozialistischen Abänderungsanträge seien verworfen worden. Im weitern billigte der Nationalrat noch den Bericht über die Erhöhung des Getreidezolles und der Ständerat denjenigen über die wirtschaftlichen Notmaßnahmen. Damit fand in beiden Räten die Herbstsession ihren Abschluß. Eine außerordentliche Session zur Behandlung der großen Arbeitsbeschaffungsvorlage wird am 7. November beginnen.

An kantonalen Geschehnissen sei vor allem die bedeutungsvolle **Abstimmung** in den **beiden Basel** über die Aufnahme eines Verfassungsartikels in die

(Fortsetzung siehe Seite 2.)



Bund Schweizerischer Frauenvereine

XXXVII. Generalversammlung in Neuenburg

Samstag den 8. und Sonntag den 9. Oktober 1938

Aus dem Programm:

Samstag den 8. Oktober

14.00 Uhr: Versammlung im Großratssaal (Schloß)
Aus dem Programm: Jahresbericht des Vorstandes und der Quästorin; Antrag der kantonalen Frauenzentralen: Stellungnahme des B. S. F. zur Aufhebung von Soldatenstuben.
Kommissionsberichte: Erziehungskommission, Hygienekommission, Gesetzesstudienkommission. Vortrag von Frl. H. Stucki, Bern: Die Mitverantwortung der Frau für die Erhaltung und Weiterentwicklung unserer schweizerischen Demokratie.

20.15 Uhr: Gesellige Vereinigung im Restaurant Beau-Séjour, Faubourg du Lac 25.

Sonntag den 9. Oktober:

10.10 Uhr: in der Aula der Universität
Referate: Der Kongreß des internationalen Frauenbundes in Edinburg (Frl. Dr. Girod, Genf).
Ein Arbeitsdienst für Mädchen? (Frl. Rosa Neuenschwander, Bern).
Diskussion.

13.00 Uhr: Gemeinsames Mittagessen in der Rotonde.

Die nächste Nummer enthält „Die literarische Seite".

Zur Tagung in Neuenburg

Der Gruß der Präsidentin.

Wohl noch nie haben wir in einer Zeit so furchtbarer außenpolitischer Spannung unsere Frauen zu unserer Generalversammlung zusammenrufen müssen. Manchem mag scheinen, wir hätten nun andere Sorgen, wir hätten uns mit Problemen zu beschäftigen, die wichtiger seien als diejenigen, die unser Bund Schweizerischer Frauenvereine aufrollt. Und doch sind wir uns wohl bewußt, daß gerade in ernsten Zeiten auch an uns größere Anforderungen gestellt werden, daß die Verpflichtungen, die auf uns liegen als Frauen und Mütter, als Staatsbürgerinnen, verlangen, daß wir uns doppelt ernsthaft besinnen, wie wir die Aufgaben, die diese sorgenschwere Zeit an uns stellt, am besten erfüllen.

Darum hoffen wir auch dies Jahr, daß Sie sich zu der Reise entschließen und recht zahlreich der freundlichen Einladung Neuenburgs Folge leisten werden. Wir hoffen mehr denn je, daß wir uns finden werden zu gemeinsamer Anstrengung für gemeinsame Ziele. Wir hoffen, daß dieser Tag uns stärke in unserm Kleinmut und uns Klarheit schenke, die Wege zu sehen, auf denen wir zu gehen haben, um unserer Heimat und unserer Volksgemeinschaft das zu geben, was sie von ihren verantwortungsbewußten Frauen verlangen und erwarten dürfen.

Clara Nef.

Unter dem Druck der politischen Spannungen Ende September schrieb das Empfangskomitee der Neuenburgerinnen den folgenden Willkommgruß:

Liebe Frauen und Verbündete!

In den Tagen, da wir mit Freude alle Vorbereitungen für Euren Empfang beendigen wollten, fragten wir uns mit Bangen, wie sich diese Zusammenkunft gestalten werde und ob sie überhaupt stattfinden könne.

Diesen Abend endlich ist es uns vergönnt, neuen Glauben und Mut zu fassen: die Katastrophe scheint in die Ferne gerückt. Wie wohl würde es tun, gerade in dieser Stunde, zusammenzukommen im gemeinsamen Gefühl der Entspannung und der Freundschaft, fest entschlossen, uns für den Aufbau einer neuen Welt restlos einzusetzen, vielleicht auch einer besseren Welt, in der den Frauen ein größerer Platz eingeräumt sein würde, geeignet, zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und ihrer Bestrebungen für Gerechtigkeit, Frieden und Eintracht.

Wenn die Jahresversammlung stattfinden kann und Sie alle kommen, werden Sie gleich der Friedenstaube empfangen werden und mehr denn je herzlich willkommen sein.

Das Empfangskomitee.

Wir leben in einer Zeit, da alles bedroht ist. Das ist Werden oder Tod. Jakob Boßhart

Lukas

9

Von Marie Bretscher.

(Schluß.)

Noch eine Zeitlang wehrten sich die Abende gegen die immer früher einbrechende Dunkelheit. Sie wurden rot vor Zorn, glühten gewaltig und stießen, halb schon überwunden, da und dort mit den Fackeln durch die Dämmerung. Allmählich, müde des aussichtslosen Kampfes, ergaben sie sich, blieben still und weiß und sanken in die Dunkelheit wie ein Stein ins Wasser. Zuletzt wurden auch die Tage weiß, keine Sonne durchwärmte sie. Manchmal, wenn Lukas in einen solchen Tag hinausschaute war ihm, als stünde dieser vollkommen reglos, würde immer, in alle Ewigkeit so dastehn, als kletterten nur die Menschen an ihm herum und langten, aus unbegreiflichen Gründen, von einer Stunde zur andern. Nicht selten kam dann ein anderes Bild dazwischen: Hadwig, wie sie eine Vase in erhobenen Händen hielt und langsam drehte. Er wußte nichts weiter daraus zu machen, stand noch eine Weile und begab sich wieder an seine Aufgaben. Da es aber nach solchen Gesichten nicht recht vorwärts gehen wollte, packte er seine Siebensachen zusammen und ging zu Agnes, um unter ihren freundlichen Augen zu arbeiten. In Agnes Nähe verlor etwas Schmerzliches in ihm seinen Stachel, und was dunkel gelastet hatte, verwandelte sich in zartes Gewölk, das nur den Horizont beinahe anmutig belebte.

So zog der Winter dahin und die Zeit rückte heran, wo er dem Frühling Platz machen sollte. Er tat es widerwillig. Die Tage wurden länger, die Sonne küßte Himmel und Erde, es sproßte und sprießte, doch immer noch einmal griff er mit eisiger Pranke in all das Grün.

Am Tag, da Lukas nach siegreich bestandenem Examen das mächtige Gebäude verließ, hing der Schnee wie weiße Beischen an Blättern und Strauchwerk Unter den Bäumen lagen dünnere und dickere Zweige und in den Kronen knackte und krachte es, als wütete dort ein heimlicher Krieg. In Lukas glitten Freude und Trauer durcheinander. Er dachte an Hadwig, sie hätte jetzt ebenso weit sein können, statt dessen... Der letzte Abend mit ihr fiel ihm ein, die glühende Wolke, die vorzeitig erloschen war.

Erschrocken blickte er auf, stand mitten im Feuer des scheidenden Tages, das, alle Hemmnisse beiseite schiebend, sich in namenloser Lust restlos verströmte. Lukas wandte sich von dem Licht ab, schritt gen Osten, über Straßen, auf denen alle Edelsteine der Welt ausgeschüttet lagen. Allmählich verblaßte der Glanz. Ein heiteres Lächeln schien sich zurückzuziehn von der Erde, die erblassend zurücksank.

Lukas blickte entzaubert die Straße entlang, die sich in breitem Bogen zur Stadt hinanwälzte. In Günthers Wohnung bewegte sich ein Vorhang. Dort wartete Agnes auf ihn. Agnes, dachte er noch einmal und lauschte der ruhigen Freude, die wie ein klarer Quell in ihm erwachte. Er ließ die Augen höher schweifen, zum Fenster, hinter dem seine Mutter gesessen hatte. Eine leichte Blässe flog über sein Antlitz. Nicht jetzt, später, dachte er ein wenig mühsam.

Schöne Tage folgten. Der Winter floh endgültig über alle Berge. Wunden, die er im letzten Kampf noch geschlagen hatte, vernarbten. Lukas ließ die Arbeit liegen und zog mit Agnes über Land. Frau Günther gönnte ihnen die Freude und ihre Sorge verschwand vor dem hellen Glanz in Agnes Augen und dem lieblichen Rot ihrer Wangen.

Eines Tages, als sie auszogen, sie waren schon einige Schritte vom Haus entfernt, übergab der Briefträger Lukas eine Karte.

„Von Hadwig" sagte dieser, nachdem er sie gelesen hatte und reichte sie Agnes.

Das Mädchen blickte stumm auf die um eine leuchtend blaue Bucht gebettete Stadt und gab sie zurück. Lukas steckte sie ein und besann sich auf ein Gespräch. Zum ersten Mal kam es nicht von selbst und schien ihm Schweigen bedrohlich. Ohne es zu merken, ging er schneller. Agnes hatte Mühe, ihm zu folgen. Sie gingen die breite Straße entlang. Dann und wann sauste ein Auto an ihnen vorbei. Ein fröhlicher Wind schob ein paar zerbrechlich dünne, kleine Wolken behutsam über den Himmel. In vierzehn Tagen, dachte Lukas. Hadwig hatte geschrieben, daß sie in vierzehn Tagen wieder zu Hause sein werde. Ihm war unordentlich zumute, so, als schritte er durch ein Zimmer, in dem alles durcheinander lag. Seine Schritte wurden immer länger. Agnes Gesicht war leicht gedunsen vor Anstrengung. Als er sich nach ihr umdrehte, hatte sie rote Flecken auf Stirn und Wangen.

„Müde?" fragte er gedankenlos.

Sie verneinte und fühlte gequält, wie er sich zwang, neben ihr zu gehen wie neben einer Kranken. Die Luft wurde bitter auf ihren Lippen. Fast weigerte sich der Mund, sie zu trinken. Agnes senkte den Kopf, um ihr Antlitz zu verbergen. Ihr war, als sei es klein und alt geworden, als seien viele Jahre darüber gegangen. War sie nicht heute morgen noch ein junges Mädchen gewesen? Und jetzt war sie eine Frau, die viel erlebt hatte.

„Was sinnst du?" fragte Lukas, nun wieder ganz bei ihr.

Sie waren von der Straße abgewichen, gingen einen breiten Bach entlang. Agnes hob den Kopf. Noch immer schob der Wind kleine, schmächtige Wolken über den Himmel. Ja, was sann sie? Dieser Tag gehörte ihr, dann noch einer und noch einer. Sie brauchte nur die Hände auszustrecken und alles war da. Nachher... nein, nachher kam noch früh genug. Eine Seligkeit sondergleichen erfaßte sie. Da, wo ihr Herz schwer und unruhig gewesen, war jetzt ein leichtes, schwebendes Ding.

„Fang mich", lachte sie und eilte leichtfüßig einem Wäldchen entgegen.

Was Lukas nach einiger Ueberraschung in Bewegung setzte, war Angst. Sie trieb ihn, die Fliehende so schnell als möglich einzuholen. In plötzlicher Einsicht wußte er sie in Gefahr, und aus dieser Erkenntnis stieg eine noch nie gefühlte, unendlich süße, unendlich schmerzliche Liebe in ihm empor.

„Agnes!" rief er laut, „Agnes!" bat er leise.

Sie hielt an und wandte sich nach ihm um. Ein Lachen lag über ihrem Gesicht. Doch ehe er noch einen Schritt weiter tun konnte, hob sie leicht die Hände, griff in die Luft und sank nieder.

„Wir ziehen aus", sagte Hadwig, „Poli hat uns ein Haus gekauft." Sie war mit dieser Neuigkeit in Lukas Zimmer gekommen und hatte eine Handvoll Kirschen mitgebracht. Nun saß sie auf dem Fensterbrett und spuckte Steine zum Fenster hinaus.

„Er ist reisemüde", fügte sie hinzu und lehnte

Kantonsverfassung erwähnt, der die Wahl eines 15gliedrigen Verfassungsrates zur Ausarbeitung der Verfassung des wiederherzustellenden Gesamtkantons vorsieht. In Baselstadt wurde dieser Artikel mit 14,639 Ja gegen 4377 Nein angenommen, in Baselland dagegen mit 11,080 gegen 10,277, also nur einem Mehr von etwa 800 Stimmen. In einer Kundgebung der Vertrauensmänner der Volksbewegung für die Erhaltung eines selbständigen Baselbiets wird betont, daß die Anwendung des gewöhnlichen absoluten (und nicht eines qualitativen) Mehrs für die Aufhebung eines Staatsvolkes im Widerspruch stehe mit der Bundesverfassung, die den Kantonen ihr Gebiet gewährleiste und daß die Bewegung sich deshalb gezwungen sehe, die Hilfe des Bundes anzurufen, damit er den staatsrechtlichen Problem der Erhaltung eines Bundesstaates alle Aufmerksamkeit schenke. Unsere Bundesbehörden werden sich also voraussichtlich mit der baslerischen Wiedervereinigungsfrage zu befassen haben.

Telegramme

Wir hatten, als vor einigen Tagen der drohende Ausbruch eines furchtbaren Krieges uns alle bedrängte, die Genugtuung, daß auch unser Bundesrat in gleichlautendem Telegramm an Präsident Benesch und an Reichskanzler Hitler einen Appell zur Erhaltung des Friedens richtete. Aus der Botschaft halten wir den Schluß hier fest, der lautete:

....„Die kaum vorstellbaren Zerstörungen an sittlichen und geistigen Werten und materiellen Gütern, die sich für die ganze Welt vor allem für die Kriegführenden, aber auch für die nicht am Krieg Beteiligten, ergäben, wären so schwerwiegend, daß keine Stimme, auch die bescheidenste nicht, darauf verzichten darf, zugunsten einer friedlichen Regelung des Streites sich vernehmen zu lassen.

Der Bundesrat ist überzeugt, daß dieser Schritt von den beiden Parteien in seinem wahren Sinn aufrichtiger Freundschaft wird verstanden werden. Die inbrünstigen Bitten aller Mütter und des gesamten Schweizervolkes begleiten diese Botschaft!"

Auch große internationale Frauenorganisationen gaben ihrer Hoffnung telegraphisch Ausdruck, und es ist anzunehmen, daß in diesen schicksalsschweren Tagen, da Wünsche und Gebete um Frieden in allen Völkern Europas und wohl auch Nordamerikas aus Millionen bedrängter Menschenherzen aufstiegen, Telegramme ähnlichen Inhaltes in sehr großer Zahl an die Regierungen der entscheidenden Mächte abgingen.

So telegraphierte z. B. kategorisch die „Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit" an die in München tagende Konferenz der vier Mächte:

„Fordern für tschechoslowakisches Volk Recht auf Selbstbestimmung auf Basis französisch-britischen Plans mit Austausch Bevölkerung, Garantie, Unabhängigkeit, wirtschaftliche Möglichkeiten."

Der Frauenweltbund zur Förderung internationaler Eintracht hat von seinem Sekretariat in Genf aus die folgenden Telegramme versandt:

An Reichskanzler Hitler:

„Mütter und Frauen der ganzen Welt erwarten wie ihre deutschen Schwestern bange Ihre Entscheidung und flehen Sie an, alles zu tun, den Krieg zu verhüten."

An Präsident Roosevelt:

„Dankbare Mütter und Frauen der ganzen Welt bitten Sie, Ihre Anstrengungen zur Rettung des Friedens in höchstem Maße fortzusetzen."

An Präsident Benesch:

„Wir sprechen Ihnen unsere tiefe Achtung und Sympathie aus. Frauen und Mütter der ganzen Welt werden diejenigen segnen, die bereit sind, heroische Opfer zur Rettung der Welt vor dem Verderben auf sich zu nehmen."

Und schließlich gleichlautende Telegramme

an Premierminister Chamberlain und an Minister Daladier:

„Dankbar für Ihre Anstrengungen warten Frauen und Mütter der ganzen Welt angstvoll auf befreiende Resultate Ihres Bemühens, Sie bittend, Frieden und Gerechtigkeit zu retten."

Vergebliche Worte?

Unnützes Unterfangen?

Gewiß sind solche beschwörende Worte nicht von irgendwelchem direkem Einfluß auf realpolitische Verhandlungen. Wer aber kann wissen, ob nicht das Eintreffen von solchen Bitten, wenn sie sich zu Hunderten häufen — Tausende von Telegrammen sollen allein in London für Chamberlain eingetroffen sein — stummen aber dennoch wesentlichen Einfluß hat, nicht direkt auf die Tatsachen selbst, wohl aber auf die Menschen als die Träger und Gestalter der Verhandlungen. Auch „eiserne" Männer sind unter Umständen Gefühlen zugänglich und dem feiner nüancierten Typus Mensch kann eine solche indirekte Gegenwart gleichgerichteter Kräfte Stärkung seiner Spannkraft bedeuten.

So viel Lüge geht heute über Aetherwellen im Radio hin über die ganze Welt, bereit und fähig, den Sinn der Menschen zu vergiften. Soll da nicht auch die Kraft des Guten auf Wegen jeglicher Art die Menschen zu erreichen suchen?

Unser einziger Weg, die Dämonie des Bösen zu bekämpfen, heißt: Immer und überall, unbestechlich und in jeder möglichen Art dem Guten eine Stätte bereiten.

Wenn wir Schweizerfrauen heute, nachdem die Würfel gefallen sind, ein Telegramm mit schwesterlichen Grüßen in die Welt hinaussenden wollten, so müßte es an die

tschechischen Frauen

gerichtet sein. Der Opferbereitschaft der Regierung und des Volkes der Tschechoslowakei haben wir es schließlich allein zu danken, daß der Weltenbrand nicht ausgebrochen ist. Dies Volk, von seinen Verbündeten im Stich gelassen, hat schweren Opfern zugestimmt und ging und geht noch jetzt mit Würde und in großer Disziplin durch Zeiten höchster nervenaufreibender Spannung. Ihm wünschen wir die Kraft des Durchhaltens auch weiterhin.

Das große Aufatmen nach der Verhinderung des Kriegsausbruches hat da und dort Begeisterungsstürme ausgelöst — in ihnen ist die Friedenssehnsucht aller Menschen enthalten. Aber verfrühte Begeisterung ziemt sich für uns, die wir selbst einem kleinen, unabhängig bleiben wollenden Volke angehören, wahrlich nicht; denn dieser Zustand des Nicht-Krieges ist noch kein Friede, in dessen Schutze die Menschheit gedeihen könnte. Wir haben aus tiefster Seele zu danken, vor Kriegsschrecken noch bewahrt zu sein, aber wir bedürfen einer ernsten, sachlichen und nüchternen Betrachtungsweise dieses Geschehens, damit uns der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit erhalten bleibe. —

Soldatenstuben

In diesen Tagen, da das Kriegsgespenst schwer über Europa lastet und auch die Schweiz an eine allfällige Mobilmachung denken muß, wird die Erinnerung an die Soldatenstuben der Grenzbesetzung besonders wach, die als ein Frauenwerk anzusprechen sind. Die ersten Soldatenstuben wurden im Berner Jura für die Berner Truppen am 23. November 1914 eröffnet; in raischer Folge wurden weitere Einrichtungen getroffen, so daß Ende Januar 1915 schon 46 Soldatenstuben bereitstanden. Die Organisation dehnte sich sehr rasch auf alle Grenzgebiete im Wallis, Tessin, Graubünden aus, im Februar 1917 bestanden 178 Stuben, die alle sehr einfach geführt wurden, aber großen Zuspruch erhielten. Die Truppenführer unterstützten das Unternehmen weitgehend, denn es lag auf der Hand, daß bei den primitiven Unterkunftsverhältnissen die Soldatenstuben für den guten Geist der Truppe sehr wichtig waren.

Die Soldaten haben für die Leiterin der Soldatenstuben den Namen Soldatenmutter geprägt, die ihnen nicht nur Speis und Trank verschaffte, sondern auch vielen andern Sorgen abhelfen konnte. Die Soldatenstuben wurden bei den Dislokationen mitgezügelt, je kleiner der Ort, umso wichtiger die Einrichtung. Die Armee stellte Transportmöglichkeiten und Ordonnanzen zur Verfügung, sie sorgte durch entsprechende Befehle für ein reibungsloses Funktionieren der Soldatenwohl-Organisation, die außer den Soldatenstuben 1916 auch noch die gewaltige Fürsorge für Wehrmannsfamilien ins Leben rief.

Das Soldatenwohl hatte in seinen Soldatenstuben von 1914—1919 einen Umsatz von fünf Millionen Franken zu verzeichnen und gab von 1916—1920 5 Millionen Franken für Familien-Unterstützungen aus. Wahrlich eine umfangreiche Tätigkeit.

Nach der Demobilmachung wurden vom Soldatenwohl-Volksdienst nur noch 7 Soldatenstuben auf Waffenplätzen beibehalten, 1936 kam eine neue in Luzern dazu, die alle einen sehr guten Besuch aufweisen und wohl für ihre Notwendigkeit keine neuen Beweise mehr erbringen müssen. So sollte man denken. Leider ist dem nicht so. Die Gemeinde Brugg hat die Kreditbewilligung für die neuen Kasernenbauten an die Bedingung geknüpft, daß die Soldatenstube in der Kaserne Brugg aufgehoben werden müsse. Leider hat der Vorsteher des Eidgen. Militärdepartements dem Drucke weichen und der Volksdienst seine gutgehende Soldatenstube zum Bedauern der Soldaten schließen müssen.

Die Soldatenstube Aarau war eine Zeitlang ebenfalls Gegenstand von Angriffen gewisser Gewerbekreise und es bestand sogar von seiten der aargauischen Militärdirektion die Auffassung, diese Einrichtung sollte zugunsten der Militärkantine aufgehoben werden. Es ist zu hoffen, daß die inzwischen eingeleiteten Bemühungen zur Erhaltung aller noch bestehenden Soldatenstuben von Erfolg begleitet sein werden, denn es würde wohl in weiten Kreisen nicht verstanden, wenn diese für unsere Soldaten und Rekruten wichtigen Einrichtungen nicht von den Behörden geschützt würden. Es kann den Frauen und Müttern nicht gleichgültig sein, wo ihre Männer und Söhne ihre freie Zeit verbringen und deshalb müssen die Soldatenstuben auch fernerhin zur Verfügung stehen.

E. Z.-Sp.

Eine „Soldatenmutter" erzählt:

Während in Aarau die Wirte und Gewerbetreibenden noch Sturm laufen gegen den Bestand der Soldatenstube, und voll Zuversicht auf deren baldige Schließung wirken, mehren sich täglich die impulsiven Kundgebungen aus Soldatenkreisen, daß unsere Stube aus dem militärischen Leben einfach nicht mehr weg zu denken sei! — „Man fühlt sich wie zu Hause" meint der eine, — „Es ist wie ein Zipfelchen Elternhaus, in das man aus dem ungewohnten Kasernenleben hie und da gerne flüchtet, und für dessen stets gleich bleibenden warmen Geist man so dankbar ist" meint ein anderer. —

Und erst die Mütter, die ihre Söhne oft schweren Herzens ziehen lassen, in all die fremden Einflüsse, denen sie ausgesetzt sein werden.

Voll Angst fragt eine Mutter (Witwe) telephonisch an, ob unsere Stube noch existiere, denn ihr zweiter Sohn müsse nun auch einrücken. Auf meine beruhigende Antwort war sie überglücklich. Wenn ihr Aeltester nicht all seine freie Zeit in der Soldatenstube hätte verbringen können, wenn sie nicht jederzeit das Gefühl gehabt hätte, durch die Soldatenstube mit ihm in Verbindung bleiben zu können, wären diese Wochen der militärischen Ausbildung, für sie eine gar schwere Zeit geworden.

Und wenn einer Lange nicht heimschreibt, wie oft läutet so eine Mutter an am Abend, und frägt nach ihrem sauseligen Buben, und ist zufrieden, wenn sie seine Stimme hört, oder wenn ihr die Soldatenmutter versichern kann, er sei da gewesen gesund und munter und habe guten Appetit entwickelt, sie wolle ihn aber am andern Tag an seine Pflicht mahnen. Wie viel schlaflose Nächte bleiben so erspart.

Alle jene, die das Bedürfnis haben nach einem Heim, findet man bald heraus. Man sieht das versteckte Heimweh der ersten Tage, und hilft ihnen, es vom Herzen zu plaudern. Dann zeigen sie Photos vom Elternhaus von Vater, Mutter und Geschwistern. Man kennt bald ihre Verhältnisse, ihre Nöte und Schwierigkeiten.

Ganze Listen gibt es von Aufträgen auf die Abende: „Ich bin auf der Wache, wenn etwa meine Mutter anträgt, so sagen sie es ihr bitte — und ich sollte die Wäsche haben" so oder ähnlich lautets von allen Seiten. Paketlein kommen bei uns an, mit der Weisung „sofort auspacken" — Im Heimatgarten reifen wunderschöne Erdbeeren, wie schön wärs, wenn der Max davon essen könnte. — Mit Hilfe der Soldatenstube gehts. — Wir packen aus, stellen die Früchte in den Eisschrank, um sie am Abend dem Max mit Zucker und Nidel frisch und kühl vorzusetzen. — Eine andere Mutter schickt Spargeln, sie haben Ueberfluß, und Franz ißt sie ja so gerne. Ganze Gruppen Kameraden bringt der Franz abends zum Schmaus und alle freuen sich des ungewohnten Leckerbissens, der nach Wunsch à l'italien oder mit holländischer Sauce zubereitet wurde. Manch einer bringt sein Eßpäckleln selber unterm Arm. „Darf ich alles in Euern Keller stellen? Im Zimmer wirds schlecht, oder die andern essen mir aus Jux alles auf." Ganze Metzgeten wurden so schon gebracht, Poulets und Tauben. —

Wird so ein Rekrut krank oder verunfallt, oder auch wenn zu Hause jemand erkrankt, wie tröstlich ist es für beide Teile, einen Ort zu wissen, der gute zuverlässige Auskunft gibt, nicht militärisch kurz, amtlich.

Wie manche Bäuerin versicherte mir, wie froh sie sei, daß ihr Sohn während des 15wöchigen Militärdienstes sich das Wirtshauslaufen nicht angewöhnt habe. Das komme davon, daß er seine Stube hatte, seine Zeitung, daß er irgendwo ungestört handörgeln, rauchen, jassen und singen konnte bei einem Mörtli, unter seinesgleichen, wie zu Hause. Der Nachbarbub sei ganz verändert heimgekommen aus der Rekrutenschule. „Chum fertig im Stall, — amene heilige Wärchtig, — sofort is Sundigsgwand und abe i's Dorf bis spoot i d'Nacht ine, und am Morge natürli nid u'em Bett z'bringe." —

Dessen Rekrutenschule verliet auf einem Waffenplatz ohne Soldatenstube! — —

N. W.

Gebt für die Flüchtlingshilfe!

Spenden für die Sammlung des Bund Schweizerischer Frauenvereine (siehe Aufruf in Nr. 39 unseres Blattes vom 30. Sept.) werden mit herzlichem Dank entgegengenommen. Helfet mit, der Not zu steuern!

Spenden nimmt an das Postcheckkonto des Bund Schweizerischer Frauenvereine, Nr. V/12781, Riehen (Quästorin Frau Schönauer-Regenaß, Riehen). Bitte vermerken „Für die Flüchtlingshilfe".

Zur Obstverwertung

Wir freuen uns am Anblick der schwer behangenen Aeste unserer Obstbäume. Wenn auch nicht, wie letztes Jahr, eine Rekord-Ernte zu erwarten ist, so sind doch Aepfel- und Birnbäume voll reifender und schon gereifter Früchte.

Zuversichtlicher als früher dürfen wir hoffen, daß reicher Obstsegen nicht deshalb zum Unsegen werden müsse, weil die Fülle des Mostobstes mangels anderen Absatzes gebrannt werde und statt nahrhaften Obstes der Schnaps, diese furchtbare Gefahr für unser Volk, in übergroßen Mengen hergestellt werde.

1937 ist es dank guter und großzügiger Zusammenarbeit der Landwirte, der Behörden und der Obstverwertungsgesellschaften gelungen, eine riesige Ernte gesund zu verwerten. Daß es dies Jahr erneut so werde, ist unser großer Wunsch. Wir Frauen können zum Gelingen viel beitragen, indem wir als

Käuferinnen

den Verbrauch der alkoholfreien Obstprodukte so steigern, daß es sich lohnt, auch fürderhin große Vorräte an Süßmost, Obstkonzentrat etc. herzustellen.

Ueber die Zusammenarbeit 1937 und deren gutes Gelingen ist ein Bildbericht erschienen, über den die „Freiheit" folgendes schreibt:

„Unter dem Titel „Obstsegen im Schweizerland und flüssiges Obst" ist ein ansprechend illustriertes Heft in Großformat erschienen,* das eine glänzende Rechtfertigung der neuen Politik des Alkoholmonopols ist. Hier einige Zahlen daraus:

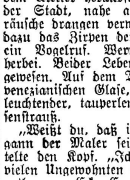
Ueber 200,000 landwirtschaftliche Betriebe treiben Obstbau.

Die gewerbliche Mosterei beschäftigt über 20,000 Arbeiter.**

Ueber 1500 Organisationen und mehr als 2000 Baumwärter stehen im Dienste des Obstbaues.

* „Obstsegen im Schweizerland und flüssiges Obst", herausgegeben vom Schweiz. Obstverband.

** Die Bierbrauerei beschäftigt ca. 3000 Personen.



„Seit 40 Jahren wache ich über die Qualität von Kathreiner Malzkaffee!"

sagt Malzmeister Waldmann von

Kathreiner

sich so weit hinaus, daß Lukas erschrocken aufsprang.

Lachend schnellte sie zurück, ihr Gesicht war vor Anstrengung leicht gerötet.

„Wann?" fragte Lukas.

„Im Herbst. Mama fürchtet sich in diesem Haus. Sie sagt, die Leute sterben hier weg wie die Fliegen."

„Und du?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich fürchte mich nicht. Aber wir werden mehr Platz haben, einen Garten, man wird auf der Treppe nicht immer andern Leuten begegnen, man wird sich endlich drehen und wenden können, wie man will. Einen Wagen haben wir dann auch. Poli schenkt mir alles, was ich will."

Sie erhob sich, ging hin und her, öffnete den Gürtel an ihrem Kleid und schloß ihn wieder.

„Dann werden wir uns wohl nicht mehr oft sehen", sagte Lukas, und ihm war, als hätte er gesagt: Agnes ist gestorben.

„Wieso?" fragte Hedwig, stehen bleibend, und ohne eine Antwort abzuwarten: „Das hängt von dir ab, übrigens hast du ja keine Zeit, Examen, Bücher, Hefte, Kollege, wo willst du, daß ich mich da noch hinstelle?"

Lukas dachte an all die Jahre, da sie miteinander in die Schule gegangen waren. Wie gut und einfach war alles gewesen! Jetzt liefen die Wege auseinander, es war schwer, sich nahe zu kommen. Ja, Agnes hatte nun keine Zeit mehr mehr, aber er, Tage, Wochen, Monate, tausend Stunden, die sich füllen ließen wie leere Gläser. Hedwig stand wieder am Fenster. Er trat ebenfalls hinzu und sah auf dem äußeren Sims einen Kirschenstein liegen, rot und noch feucht von ihrem Mund. Hedwig folgte seinem Blick und hielt ein Lächeln zurück. Doch es setzte sich durch, sprang durch die Augen und zitterte wie ein feiner, rosiger Schleier über den Wangen; und als Lukas hinsah, sprühte es plötzlich auf, brannte hell, riß ihn wie eine Motte in das warme, zuckende Licht hinein.

Dieser Abend übertraf an Herrlichkeit alle je schon dagewesenen. Nicht nur der Himmel war rot, auch die Erde schwamm in einem Meer von Entzücken. Lukas schritt auf der breiten Straße ins Land hinaus. Sie sief vor ihm her, würde nie ein Ende nehmen, keine Grenzen, er konnte immer so wandern. Manchmal fuhr ein Auto an ihm vorbei, verwandelte sich in eine glänzende Kugel und rollte dahin. Die Straße schwenkte links ab, ein Hügel stand ihr im Wege. Sie machte ihn nicht überfliegen, liebte das Glatte, Weite, das Hinausgreifen in unsichtbare Fernen.

Allmählich wich die Glut des Himmels von ihr, zog sich zurück in eine Wolke, wo sie noch eine Weile verblieb. Die Straße senkte sich leicht, glitt in eine Ortschaft hinein und auf der andern Seite wieder hinaus, bog sich sanft, wie ein siebender Arm um eine Wiese, schwang sich als Brücke über eine Schlucht, auf deren Grund ein schmales Rinnsal in die Tiefe schoß und strebte, still und weiß geworden, einem feierlich dunkelnden Walde zu.

Auf der Brücke blieb Lukas stehen, blickte in die Schlucht hinab und dann hinauf in die hohe Reinheit des Himmels und dabei war ihm, als hebe er etwas Versunkenes aus der Tiefe zu einem lebendigen Strömen empor. Ein Stern glänzte silbern und stand verheißungsvoll über dem Dunkel des Waldes.

Der Maler

Von Dr. phil. M. Schwab-Plüß, Sissach-Aarburg.

Der Kunstmaler Jakob Werner hatte einen Jugendfreund: Heinz Falkner, der von jeher viel Verständnis für seine Bilder zeigte, nur leider nicht entsprechend Geld besaß, um sie zu kaufen. Die Freunde verloren sich lange Zeit aus den Augen: beide brachten Jahre in der Fremde zu und trafen am gedeckten Seitentisch eines Restaurants in der Heimat zufällig wieder zusammen.

Später begleitete Falkner den Maler nach Hause, und dieser zeigte ihm Skizzen und Gemälde. Schweigsam und nachdenklich prüfte der Gast Leinwand um Leinwand, die an den Wänden hingen und auf Staffeleien standen. Als er alles eingehend betrachtet hatte, sagte er, seinem Freund auf die Schulter klopfend: „Man sieht wohl, daß wir lange von einander fort gewesen sind. Ich hätte deine Bilder nur schwer wieder erkannt. Nicht daß du in deiner Kunst älter geworden bist, im Gegenteil. Früher hast du so dunkel gemalt, wahre Kabinettstücke, gewiß, aber doch, als ob sie irgendwo im Rauchfang gehangen hätten, die richtigen Atelierbilder. Damals habe ich das nicht so gemerkt. Seit seit du zur Freilichtmalerei übergegangen bist, oder wie man das nennt, fällt mir der Unterschied auf. Warst du denn seither in Paris oder sonst auf einer Akademie? Immerhin, wenn ich es mir so recht überlege, steckt deine Eigenart doch noch irgendwo in diesen großgeschauten fremden und heimatlichen Landschaften... Aber dann hast du daneben solch kuntige kleine Naturausschnitte, wie ich sie von dir gar nicht kenne, und dann wieder wuchtige Porträts einerseits und ganz zarte, wie gehauchte anderseits. Du hast doch früher nie porträtiert?"

Werner lächelte versonnen: „Es freut mich, daß du das alles beobachtet hast. Es trifft zu, was du sagst. Nur war ich auf keiner weitern Kunstschule. Das Leben ist die beste Akademie. Wenn du magst, will ich dir als meinem besten Freund erzählen, wie alles gekommen ist." Auf dessen lebhafte Zustimmung hin lud der Maler den Gast ein, ihm auf eine Terrasse zu folgen, zu der eine Tür aus dem Atelier herausführte. Hier war man hoch über der Stadt, nahe am Waldrand. Nur ferne Geräusche drangen verworren und nicht störend herauf, dazu das Zirpen der Grillen und dann und wann ein Vogelruf. Werner holte Obst und Backwerk herbei. Beider Lebensweise war von jeher einfach gewesen. Auf dem Tisch stand in einem zartblauen venezianischen Glase, darin sich die Sonne fing, ein leuchtender, tauperlenbesetzter, herrlich duftender Rosenstrauß.

„Weißt du, daß ich auch in Spanien war?" begann der Maler seine Erzählung. Der Gast schüttelte den Kopf. „Ich will dich verschonen mit dem vielen Ungewohnten und Interessanten, was in jener entlegenen Ecke Europas auf einen einstürmt. Es würde uns zu weit führen. Nur an das Wesentliche will ich mich halten. Eines Nachmittags streifte ich durch eine der herrlichen Gemäldegalerien, die dieses

Die unverkäuflichen Ueberschüsse der Ernte 1937 hätten 4 Millionen 500,000 Liter Trinkbranntwein ergeben.

Die Eidgen. Alkoholverwaltung hat von 1932 bis 1937 für 47 Millionen Franken Kernobstbranntwein übernommen.

Von der Ernte 1937 wurden 6150 Wagen exportiert, davon 5000 Wagen Tafelobst und 1150 Wagen Mostobst.

Im Herbst 1937 sind 37 Millionen Liter Süßmost: 9 Liter pro Kopf der Bevölkerung erzeugt worden.

Von der Ernte 1937 ist der größte Teil der Trester, zirka 3000 Wagen, gedörrt worden.

Von der Ernte 1937 mußten 3000 Wagen Ueberschußobst auf Obstsaft-Konzentrat verarbeitet werden; es entspricht dies zirka 25 Millionen Liter Süßmost.

500 Wagen überschüssiges Obst wurden an Arbeitslose und minderbemittelte Gebirgsbevölkerung abgegeben.

Den Erfolg dieser Obstaktion 1937 verdanken wir der verständnis- und vertrauensvollen Zusammenarbeit von staatlicher Verwaltung und privater Organisation. Wir sind da zu Dank verpflichtet vorab der Leitung der Eidg. Alkoholverwaltung, die unter Direktor O. Kellerhals durch großzügige und doch keineswegs verschwenderische Subventionen, sodann aber auch durch wohlerwogene administrative Maßnahmen vieles ermöglicht hat, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Was wir hier immer wieder gefordert haben, erfüllt sich heute: die Alkoholverwaltung kümmert sich weniger darum, was sie mit dem Branntwein machen soll, als wie sie weniger Branntwein machen kann.

Der tüchtigste Alkoholverwaltungsdirektor jedoch vermöchte nicht viel, wenn er nicht auf die tatkräftige Unterstützung durch die obsterzeugenden Kreise zählen dürfte. Daß er dies heute kann, ist das Verdienst der jahrelangen erzieherischen und organisatorischen Tätigkeit des Schweizerischen Obstverbandes, unter der vorausschauenden Leitung von Nationalrat J. Stutz, der alle beteiligten Kreise des Obstbaues und des Obsthandels zusammenfaßt.

Ungerecht wäre es, in diesem Zusammenhange nicht auch der Propagandazentrale für die Erzeugnisse des schweizerischen Obst- und Rebbaues in Zürich zu gedenken, die die Presse systematisch mit gutem aufklärendem Stoff versehen hat; und Süßmostaktionen, besonders unter der Schülerschaft, in die Wege leitete. Ihrerseits soll auch die Propagandazentrale bei ihren Obst- und Süßmostaktionen im Lande herum auf die freiwillige Hilfsarbeit und die tatkräftige Unterstützung durch Abstinenzvereine und Abstinenten zählen können — allüberall wo sich die Interessen des Obstbaues und der Volksgesundheit treffen. Und daß dies immer öfter und in immer größerem Ausmaße der Fall ist, das beweist nichts schlagender als der Bildbericht über die Obstaktion 1937." — Es dünkt uns, wie schon erwähnt, daß nicht die Abstinenten allein, sondern die große Oeffentlichkeit, vor allem wir Frauen da außerordentlich viel tun können. Indem wir einheimisches Obst, Dörrobst und Süßmost für den Haushalt **kaufen**, fördern wir den Absatz; indem wir unsere Familienglieder und Freunde veranlassen, z. B. bei Ausflügen und bei kleinen Hausfesten Süßmost zu **konsumieren**, beeinflussen wir die **Trinksitten**.

Kauft Apfelringe!

Um das gute Obst der großen letztjährigen Ernte dem Brennhafen zu entziehen, haben die **abstinenten Frauen des Welschlands**, zusammen mit der schweizerischen Zentralstelle gegen die Schnapsgefahr,

Apfelringe

getrocknet. Man sei allerseits mit der Qualität derselben sehr zufrieden.

Sie helfen, der Schnapsgefahr zu steuern, wenn Sie solche Apfelringli kaufen. (Ab 5 Kg. Preis Fr. 1.80.) Zu beziehen durch Mme Pélard, **Vex**, oder beim Verband gegen Schnapsgefahr **Zürich**, Hadlaubsteig 9.

Aufruf

Die unterzeichnete Kommission ist im Begriffe, ein Verzeichnis von

Vortragenden

zusammenzustellen, die gewillt sind, über Themen der **nationalen Erziehung** oder über verwandte **Erziehungs- oder Lebensfragen** öffentlich zu reden. Die Anmeldungen sind unter Angabe der genauen Adresse, eventuell Telephonnummer, und Vortragsthemata möglichst bald an Frau **Lucie Bär-Brockmann**, Turbenthal (Zch.), zu senden.

Die Kommission für nationale Erziehung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Eine Frau als Reederin

Einer Frau als Reederin begegnet man nicht alle Tage! Es gibt deren in ganz Europa vermutlich überhaupt nur zwei: eine Norwegerin in Haugesund und Frau **Lucy Borchardt**, Leiterin der „Fairplay"-Schleppdampfschiffs-Reederei in **Hamburg**. Dieses Unternehmen, dem sie seit Jahren vorsteht, hat sich aus kleinen Anfängen heraus entwickelt und ist heute mit seinen 18 Schlepp- und Bergungsdampfern, sowie einem Frachtschiff eines der größten dieser Art.

Wie kam die jetzt sechzigjährige Frau, Mutter von fünf nun erwachsenen Kindern, zu ihrem ungewöhnlichen Amt? Nun — zunächst durch ihre Ehe, die sie als 24jährige mit dem Hamburger Kaufmann Richard Borchardt schloß. Aber nicht jede Ehefrau vermag einen derartig schweren Posten auszufüllen, wenn sie dafür nicht geistig und charakterlich besonders qualifiziert ist. Lucy Borchardt ist beides. Sie gehört noch jener Generation an, die sich ihre Stellung im öffentlichen und Berufsleben **erkämpfen** mußte. Sie ist noch vom Schlag der Pionierinnen, die Ausgangs des vorigen Jahrhunderts um ihre Berufsausbildung ringen mußten. Als Tochter eines Hamburger Arztes besuchte sie die Hamburger Klosterschule und das dortige Klosterschulseminar und wirkte bis zu ihrer Verheiratung als **Lehrerin** an Hamburger höheren, staatlichen Mädchenschulen. Allerdings sehr gegen den Willen der Eltern, die ihre berufliche Betätigung nur ungern sahen, sie für unnötig und vor allem für „unstandesgemäß" hielten.

Daß sich die damals noch junge, aber energische Kämpferin sehr bald zur **Frauenbewegung** schlug, nimmt weiter nicht wunder. Sie schloß sich früh den Vereinen für Frauenstimmrecht und für Frauenstudium an und bekannte sich zu den Postulaten der Frauenbewegung: den gleichen Berufsausbildungsmöglichkeiten für die Frau, gleichen Lohn und gleichen Rechten bei gleicher Leistung, sowohl für die Arbeiterin wie für die Gewerblerin oder die Akademikerin. Auch für den Arbeiterinnenschutz tritt sie als erfahrene Frau der Praxis und als Mutter begreiflicherweise ein.

Seit ihrer Eheschließung arbeitete sie geschäftlich mit ihrem Gatten und als dieser sich während des Krieges 1915 zur Marine meldete, führte sie bis zum Kriegsschluß **allein** als Einzelprokuristin ihre Reederei weiter. Das war damals, wenn man an jene schweren Zeiten der Rohstoffknappheit und der Entbehrungen zurückdenkt, ganz gewiß keine leichte Aufgabe. Aber sie stand „ihren Mann" wie so viele tapfere Frauen jener Kampfjahre.

Als 1929 ihr 1930 verstorbener Gatte schwer erkrankte, mußte sie abermals einspringen und die Führung ihres Unternehmens übernehmen, die sie bis auf den heutigen Tag inne hat. Ihre soziale Gesinnung, ihr Gerechtigkeits- und Verantwortungsgefühl, gepaart mit gutem Organisationstalent, rascher Entschlußkraft und pädagogischer Befähigung haben ihr allenthalben Anerkennung und Achtung verschafft. Welch menschenwürdige Haltung spricht aus ihren Gepflogenheiten als Arbeitgeberin: „den festen Willen, die Autorität, die das Amt gibt, nicht zu mißbrauchen und Menschen und Dinge pfleglich zu behandeln. Bei Beschwerden immer beide Seiten zu hören — nicht nur den Vorgesetzten über den Untergebenen — also immer den Wunsch haben, gerecht zu entscheiden." — Natürlich übersieht sie auch nicht die Schwierigkeiten ihres Berufs, der in jeder Weise so ausschließlich männlich bestimmt ist, da sowohl Auftraggeber wie auch Arbeitnehmer nur Männer sind. Als einzige Frau hat sie also nur immer mit Männern zu verhandeln. Aber gerade diese Ausnahmestellung, in der sie sich als Frau befindet, erschwert und erleichtert ihr auch zugleich ihr verantwortungsvolles Amt, so stellt sie selbst fest. — Als Jüdin und einstmalige Lehrerin betrachtet es Frau Borchardt als ihre vornehmste Pflicht, innerhalb ihres Betriebes ständig junge Leute für Palästina auszubilden, die sich im großen ganzen gut bewähren.

Frau Borchardt, die eine sehr hohe, strenge Auffassung von ihren Berufspflichten hat, dirigiert ihren Betrieb nicht nur vom „grünen Tisch" aus, sondern sieht überall selbst nach dem Rechten. Sie kennt persönlich ihre Besatzungen, ihre Schiffe und ihre Kundschaft. Und gerade diese persönliche Fühlungnahme ist für eine Frau, die bemüht ist, auch ihre Berufsarbeit mit ihrem Frauentum zu durchdringen, ebenso bedeutsam wie charakteristisch. Ja — diese Auffassung entspricht ganz ihrer grundsätzlichen Einstellung zur Frauenberufsarbeit, die sie nicht nur für die berufsausübende Frau, sondern auch für die Gestaltung der Berufsarbeit als solcher für wertvoll hält. Ganz besonderes Interesse bringt Frau Borchardt der technischen Abteilung ihres Betriebes entgegen. Der **Schiffbau** ist ihr Lieblingskind; er zieht sie ganz in seinen Bann. Ein neues Schiff entstehen sehen ist für sie das schönste, was es gibt. „Wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, würde ich Schiffbauer werden wollen", äußert sie. Wo eben spezielle Befähigung und besondere Vorliebe zu einem Beruf drängen — und sei es auch ein spezifisch männlicher — da kann auch die Frau Beachtliches leisten. Voller Stolz und Verehrung blicken wir auf diese Pionierinnen, und wir freuen uns ihrer Erfolge, die für die gesamte Frauenwelt so bedeutsam sind.

A. L.

Ein Schweizer Haushalt in Uebersee

Wir haben eine unserer Leserinnen, die als Hausfrau in **Lourenço-Marques**, Port. **Ostafrika**, lebt, gebeten, uns von ihrem Leben und Wirken zu erzählen. Indem sie unseren Wunsch erfüllte, gibt sie uns Gelegenheit, einen Einblick in den Tageslauf, die Lebensverhältnisse und die Arbeitsweise in ihrem Hause zu bekommen und so in Gedanken das Leben einer Familie von Auslandschweizern ein wenig zu begleiten. Red.

Diese Beschreibung wird manchen hausbacken vorkommen. Anstatt einer interessanten Beschreibung aus fernem Land, lesen Sie, wie eine Hausfrau auch fern der Heimat ihr Leben ähnlich gestalten kann, wie in der Schweiz trotz Farbigen, Hitze und andern Sitten.

Wenige Frauen tun es. Das Klima macht uns allzu leicht bequem, auch kräftelos. Die Bedienung der Schwarzen steht zur Verfügung, verwöhnt uns und läßt uns vergessen, daß auch in der Heimat Anforderungen gestellt werden, die oft viele Kräfte erfordern. Fremde Sitten, die Nachmittage mit Sport, Spiel und „Tea-Parties" auszufüllen, gewöhnt man sich so leicht an. Für die Kinder hat man schwarze Kindermädchen, die aufpassen können. Oft wird auch gesagt: „Du hast ja nichts zu tun! Du hast Schwarze!"; man vergißt, daß Nachsehen oft mehr Geduld fordert, als selbst machen.

Am frühen Morgen.

Beim ersten Erwachen höre ich jeden Morgen den Besenstrich des Kafferjungen, der die Straße fegt. Es ist fünf Uhr. Dazwischen flinkfüßige Neger, die zur Arbeit gehen; Hausboys, die im Negerdorf wohnen; sie haben dort Frau, Familie oder einfach ihr Zimmer, meistens Köche, die verheiratet sind. Aber man zieht einen **Zimmerboy** vor, der im Hause wohnt. Nach ½6 Uhr erscheint auch unser Philipp. Er kehrt die Veranda, die sich rings ums Haus zieht, eine ganze Arbeit. Dann öffnet er alle Fenster und Türen, um die kühle Morgenluft hereinzulassen. Er deckt den Frühstückstisch. In den Schlafzimmern wird es lebendig. Bäder werden genommen, meistens kalte, nur in den kühlen Wintermonaten bedient man sich des kleinen Badeofens, der mit dünnem Holz geheizt in fünf Minuten ein warmes Bad gibt. Gas kennen wir nicht, Elektrizität ist sehr teuer. Die Kinder haben vor dem Frühstück ihre kleinen Hausarbeiten zu machen. Ich sehe nach dem Frühstückstisch, stelle Früchte oder sonstige Appetit anregende Kleinigkeiten auf; richte die vielen Blumenvasen, sehe nach dem Eisschrank, denn gewiß hat Philipp etwas vergessen; gebe dem Küchenboy den Reis für seine Nahrung heraus. Er ist, nachdem er in der Küche Feuer gemacht hat, auf den Markt gegangen, die Einkäufe für den Tag zu besorgen, Fleisch, Fisch, Gemüse, Früchte. Brot und Milch wird ganz früh ins Haus gebracht.

Wenn Vater bereit ist, wird gefrühstückt, etwa um 7 Uhr im Sommer, im Winter wenig später. Dann fährt Vater zur Stadt ins Büro, die großen Kinder mit dem Velo zur Schule, eine englische Privatschule, die etwa 25 Minuten entfernt ist. Die Jüngste räumt den Tisch ab, besorgt die Vögel, die in der Veranda frei herumflattern, da dieselbe ganz mit Moskitonetz eingefaßt ist. Für mich heißt es sich sputen, die Arbeit mit dem Küchenjungen bereden, Schlafzimmer aufräumen usw.

Schule und Erziehung.

Schon um acht Uhr halte ich Schule mit den Kleinen, die ich die ersten Jahre selbst unterrichte, **so den Grund der schweizerischen Schulbildung in sie legend**. Gehen die Kinder von Anfang an in eine ausländische Schule, nehmen sie jene ausländische Art unwillkürlich an in Sprache und Gehaben.

Länger als bis zum 12. Jahre die Kinder in diesem Klima zu behalten, wäre nicht ratsam. So müssen wir uns unbedingt von ihnen trennen. Im Transvaal sind die Schulen nicht schlecht, doch ist kein Vergleich mit unsern Schweizerschulen, zum Beispiel Geographie ist in der „High School", also im 13. Altersjahr, nicht obligatorisch. Vier Mal im Jahr können die Kinder für Ferien nach Hause kommen.

Der Besuch dieser Schulen macht die Kinder ziemlich **selbständig**. Schon die Entfernung, die nächste gute Schule, ist 12 Stunden Bahnfahrt entfernt. Man setzt die Kinder in den Zug, sie kommen an ihren Bestimmungsort an, abgeholt werden sie nicht. Die meisten gehen in die Schulpensionen, die Boardingschool. Mit der Regierungsschule verbunden ist das Internat. Das Kind ist dort unter vollständiger, strikter Aufsicht. Eine Matron mit ihren Gehilfinnen leitet das Haus. Es gibt auch Privat-Boardingschool, die zum Teil teurer, aber nicht besser sind. Alle Kinder tragen da Uniformen, haben einfaches, eher mageres Essen, treiben Sport nach der Schulzeit, Baden, Tennis, Hockey etc. Musikunterricht, separat zu bezahlen, ist auch im Schulprogramm. Nach sechs erfolgreichen Schuljahren treten die Kinder in die **High-School** ein, die vier Jahre umfaßt. Nach Absolvierung derselben können die Schüler die Universität besuchen, was, wenn ein Kind fleißig war, schon mit 17 Jahren möglich ist. Sie können also ihre **Maturität** schon ganz jung machen, haben aber nicht das gelernt, was ein Schüler nach Beendigung des Gymnasiums in der Schweiz gelernt hat. So wie das Semester beendet ist, packen die Schüler ihre Habseligkeiten und verlassen das Boarding-House. Von diesem Moment ab hört jede Aufsicht auf. Das Kind ist sich selbst überlassen, was, wenn der Zug z. B. erst um 2 Uhr morgens fährt, nicht ganz einfach ist. All die Kinder sind froh, heimzukehren. Sie freuen sich auf anderes Essen und die Freiheit, und sind froh, ihre Uniformen abzulegen und leichtere Kleider zu tragen. Jedesmal, trotz aller Gewohnheit, scheidet das Kind nur schwer vom Elternhaus. Nur das Leben mit den Kameraden macht den Aufenthalt leicht.

Vom Kochen und Waschen.

Ich bin von meiner Arbeit abgekommen. Die Tage sind ausgefüllt mit all den Arbeiten, die sich in jedem Haushalte finden. Einen **Koch** habe ich nicht, nur einen Jungen, der mir zur Hand geht in der Küche; teils wollte ich die Kosten vermeiden, teils weil mir die schwarzen Köche hier zu schmutzig waren. Hat man einen Koch, muß man ihn unbedingt selbständig machen lassen, sonst geht es nicht. Da wir beinahe alles auf dem Markte bekommen, ist das Kochen kein Problem. Nur bei der Hitze im Sommer wird es zur Plage. **Wäsche** haben wir jeden Montag. Viele Leute haben einen speziellen Waschboy, der dann täglich wäscht und bügelt. Aber da ich selbst tätig bin und es auch von den Kindern verlange, richten wir es anders ein, was auch viele andere Leute gezwungen sind zu tun. Waschen und Bügeln ist eine große und wichtige, Geschicklichkeit fordernde Arbeit im heißen Lande, wo auch die Männer Waschanzüge tragen. Die Schwarzen können im Bügeln sehr geschickt werden.

Wie in der Heimat ist es gut, ein **Programm** in der Hausarbeit zu machen, denn der Schwarze tut nie eine Arbeit von selbst. Ist er gewohnt, jeden Tag und zu jeder Stunde seine Arbeit zu kennen, gewöhnt er sich ungewollt daran und wird so wie eine Maschine eingedrillt. Auf diese Weise habe ich gute Arbeiter aus meinen Boys gemacht. Es braucht viel Zeit, viel Geduld und stetes Nachsehen, denn auch

Ein Ovomaltine-Frühstück nimmt wenig Zeit in Anspruch und nährt doch besser als alles andere!

Fr. 2.- u. 3.60 Dr. A. Wander A.-G., Bern

---

bei uns für rückständig geltende Land besitzt, offen gestanden mehr der Kühle in den hohen Sälen wegen, als um Studien zu machen; denn draußen in den weiten Höfen und dem staubigen Park brütete eine afrikanische Hitze. Die Säle waren menschenleer. Nur vor dem Prinzen Balthasar des Velasquez saß eine Dame und malte. Sie kopierte das berühmte Bild, ein aufgewecktes, niedliches Hündchen auf den Knien. Mein erster Blick galt ihrer Arbeit. Sie war schon weit vorgeschritten. Und ich mußte ehrlich staunen über das Können dieser Malerin. Nichts von Dilettantismus! Original und Kopie waren kaum zu unterscheiden, wenigstens nicht in der Auffassung und in der kühnen, breiten Malweise; nur war das Original eben zu jenem warmen Gesamtton nachgedunkelt, den kein Künstler von heute einer Kopie zu geben vermag. Aber eine echte Künstlerin war es, die da, welt- und selbstvergessen, schier andächtig versunken, arbeitete. Ich hatte alle Muße, sie zu betrachten. Als Erstes stellte ich fest, daß sie in keiner Weise dem Idealbild entsprach, das ich mir von der Frau im allgemeinen und von meiner Zukünftigen im besondern zurecht gedacht hatte, ein Ideal, dem ich übrigens noch nirgends begegnet war. Nein, sie war ganz und gar nicht mein Typ, weder jugendlich rosig, naiv und erdnah, noch breitschultrig, robust und rundwangig, sondern eher über die erste Jugendblüte hinaus, wohl nicht viel jünger als ich, schlank und blaß, fast schmächtig; das aschblonde, leicht gewellte Haar hob sich kaum von der Bläße ihrer schmalen Stirn ab. Ohne Zweifel eine Intellektuelle. Darauf deuteten auch die feinen Hände hin, die unentwegt mit Pinsel und Spachtel arbeiteten. Von dieser Gattung hatte ich bis jetzt einen gelinden Schrecken gehabt. Warum zog mich diese Unbekannte nur so unerklärlich an? Warum suchte ich wie ein romantischer Jüngling die Farbe ihrer Augen zu erhaschen, die sich wohl lebhaft hin und her bewegten, jedoch immer nur zwischen dem Bild an der Wand und ihrer Staffelei, nie aber zur Seite, wo ich wie angewurzelt stand? Ich kam noch ein paarmal in die Galerie, allein es erging mir nicht besser als das erstemal. Doch war es mir schon ein hoher Genuß, die fremde Künstlerin nur still betrachten zu dürfen.

Um dies noch ungestörter zu können, vielleicht auch um eine Entschuldigung vor ihr und mir zu haben, beschloß ich, das in nächster Nähe hangende, nicht weniger glänzende Bildnis der Infantin Margarethe zu kopieren, jenes zarten blassen Geschöpfes im Reifrock und mit einer altrosa Schleife im seidigen Blondhaar, das so viel Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten hatte. Gesagt, getan. Wozu ich mich sonst bei dieser kannibalischen Hitze kaum aufgerafft hätte, das kostete mich nun keine Ueberwindung. Im Gegenteil! Bald hatte ich mich ein paar Schritte weit von meiner Dame niedergelassen und vertiefte mich wider Erwarten so in meine Arbeit, daß auch ich meine Umgebung völlig vergaß und ganz in der Welt meines alten Meisters aufging.

Da schrak ich zusammen. Etwas hatte sich mit einem Sprung zwischen mich und die Staffelei gedrängt. Der kleine Hund meiner Unbekannten! Mit blanken Augen, ganz wie ein Kunstverständiger, schaute er bald meine angefangene Malerei und bald das Bild an der Wand an, wobei er fröhlich mit dem Schwänzchen wedelte. „Ach, entschuldigen Sie vielmals, daß mein Hund Sie belästigt," sagte jetzt eine weibliche Stimme in Lauten, die denen unserer Gegend so ähnlich waren. „Ich begreife ihn nicht: er geht sonst gar nicht zu Fremden. Komm her, Ami, sei artig!" rief sie jetzt das Hündchen, das auch sofort gehorsam von mir weg und auf sie zusprang, nicht ohne mir noch einen bedauernden Blick zugeworfen zu haben. „Was mögen Sie nur denken!" fuhr die Dame, zu mir gewendet, fort. Ich war mit einem Male kreuzfidel geworden. Eine unvernünftige Kreatur war notwendig gewesen, um das Eis zwischen uns zu brechen, uns von unserm nicht weniger unvernünftigen Schellenwerk abzuziehen, dem Leben zu. Kühn erwiderte ich: „Was ich denke? Daß ich Ihr Hündchen beneide, das sich so ungezwungen Ihnen nähern darf." — „O bitte, das dürfen Sie auch," entgegnete sie lachend. Ihre regelmäßigen Zähne blitzten, und ihre großen, dunkeln Augen mit dem forschenden Blick, richtige Malerinnenaugen schauten mich unbefangen und schier übermütig an. Wenn sie lachte, erschien sie so jugendlich wie das allerjüngste Mädchen. Im Nu war ich an ihrer Seite. Wir besprachen ihre Arbeit und die meine. Sie betonte, wie wichtig immer wieder das Studium alter Meister sei. Wir durchschritten die Flucht der Säle da und dort bei einem Meisterwerk uns aufhaltend das ihr oder mir einen besondern Eindruck gemacht hatte. Noch mit keinem Malerkollegen hatte ich so übereingestimmt wie mit dieser Frau, die ich liebte; denn das wußte ich schon damals.

Den Ausgang kannst du dir denken, lieber Freund. Wir waren zwei Einsame gewesen. Du weißt, wie wenig mein strenges, arbeitsames Leben der Vorstellung entspricht, die man gemeinhin von einem reisenden Kunstmaler hegt. Wenn meine Mutter noch gelebt hätte, sie wäre mit mir zufrieden gewesen, sie, die mich bei jedem Abschied ermahnt hatte: „Komm auch so wieder, wie du fortgegangen bist!" — Bei meiner Kläre war es ähnlich gewesen; nur daß sie viel mehr Erfolg gehabt hatte als ich, schon in ihrem Fach als Porträtistin. Nun wurde uns beiden — vor Torschluß, wie meine spätere Frau oft lächelnd sagte — so etwas wie ein wundervoller Nachsommer beschert, in welchem meine Kläre aufblühte wie eine Rose und als anmutige, umsichtige Hausfrau Eigenschaften entfaltete, die ich, offen gesagt, nicht bei ihr gesucht hätte. Kinder wurden uns nicht beschieden; unsere Kinder waren unsere Werke. Hier befruchteten und ergänzten wir uns gegenseitig. Meine Frau gab mir, der ich wenig porträtiert hatte, regelrechten Unterricht darin, und ich lernte spielend bei ihr. Sie aber fing an mit Landschaften, ein Gebiet, das sie gar nicht gepflegt hatte, und da war es merkwürdig, daß sie, die Porträtistin von schier männlicher Hand, jene zarten, duftigen, stimmungsvollen Landschaftsgebilde geschaffen hat, die du dort siehst und vorhin bewundert hast, während meine, des kräftigen, gegenständlichen Landschafters Bildnisstudien unbeabsichtigt gehaucht und ätherisch gerieten wie ihre Landschaften. Das Aufgehellte aber, das dir aufgefallen ist, das Beschwingte und Erfüllte in allen meinen spätern Werken, alles verdanke ich dem kurzen Glück mit **ihr**. Ihr Körper hat mich verlassen, allein ich bin nicht mehr einsam, wie ich vorher war. Ihr Geist ist um mich, hilft mir, rät mir, zeigt mir Motive, beurteilt meine Bilder und freut sich darüber." „Ich danke dir," sagte der Freund und drückte dem Maler die Hand. „Nun besitze ich erst den rechten Schlüssel zu deiner Kunst."

bleiben. Dann ist es — wo Kinder sind, — sehr wichtig, wie und was gekocht wird, wie dem Boy, der lange Jahre im Dienst steht, muß man nachsehen, mahnen, erinnern. Sie sind wie Kinder ohne Pflichtgefühl, die Aufsicht brauchen. — Wir haben viel Gäste. Mein Mann bringt Geschäftsleute zu essen, durchreisende Landsleute ladet man ein, den Abend im Kreise von Schweizern zu verbringen. Dann sind alleinstehende Mädchen, auch junge Leute, die gern an Schweizerkost im Schweizer Hause sich erfreuen. All dies stellt Anforderungen an die Hausfrau. Wohl gibt es sehr gute Köche, aber sie wissen weder zu sparen, noch in ihrer Kunst sich gleich zu überhaupt die Erhaltung der Gesundheit ein wichtiger Faktor ist. Wir leben am Meer und haben dadurch den großen Vorteil, daß die Kinder in den heißesten Sommerstunden am Strande im Wasser sein können.

Ferien in den Bergen.

In den ganz heißen Monaten, Januar, Februar, werden die Koffer gepackt und wir gehen, Mutter und Kinder (hat der Vater Zeit, begleitet er uns wohl für zwei bis drei Wochen) ins Transvaal, wo man nach 10 bis 12 Stunden Bahnfahrt auf einer Höhe von ungefähr 1500—1800 Meter sich Erfrischung holen kann, sei es in einem Dorfe in Hotels, oder auf einer Farm. Wer Lust hat nach Betrieb, geht nach Johannisburg. In 18 Stunden Bahnfahrt ist man dort, was nicht als Entfernung zählt. Man fährt die Nacht hindurch, die Züge sind bequem, immer Speisewagen, für jeden Sitzplatz 2. Klasse auch ein Bett gerechnet, was, wenn man selbst Decken bei sich hat, keinerlei Auslagen macht. Auch Waschgelegenheit ist in jedem Abteil angebracht. Mit diesem Ferienaufenthalt ist keinerlei Luxus verbunden. Die Hotels entsprechen nicht den Anforderungen, die einem Hotel in der Schweiz gestellt werden, aber wir suchen nur Kühlung, Ruhe und Erholung, damit wir mit frischen Kräften das Jahr hindurch der Arbeit nachgehen können. Auch die Preise der gewöhnlichen Hotels und Pensionen sind mäßig. Für acht bis zehn Pfund Sterling monatlich kann man gute Pension finden, Bad, Tee um 11 und 4 Uhr ist immer mit inbegriffen. Ist ein Tennisplatz, Schwimmbad etc. da, erwachsen daraus keinerlei Unkosten. Immer ist jeglicher Sport, der sich bietet, im Pensionspreis eingeschlossen. Selbst Autofahrten oder Abholen am Bahnhof, oft eine Stunde weit, wird oft nicht gerechnet. Einige Male war ich auf einer Farm, was, wenn die Kinder klein sind, ganz ideal ist. Milch, Butter, Eier rechnen diese Leute nicht, Obst gibts in unvorstellbar reichem Maße. Die Schweine wurden mit Pfirsichen gefüttert. Man darf keine großen Ansprüche an Reichhaltigkeit oder Wechsel des Menus, noch an Reinlichkeit machen. Die Farmer, meist Buren, sprechen auch Englisch.

Unsere schwarzen Boys.

Bleibt noch ein Wort von meinen Schwarzen zu sagen. Die Boys schlafen gewöhnlich in eigens für sie im Hofe gebauten Häuschen. Man muß sehr auf Reinlichkeit achten, sei es körperlich, sei es in ihren Zimmern, sonst werden sie leicht zu Ueberträgern von Ungeziefer. Es kommt ganz darauf an, wo der Schwarze sein Heim hatte. Der nahe am Wasser lebte, ist reinlicher als der, der das Wasser weit entfernt holen mußte, was ihn wasserscheu macht. Tritt er in eine Stelle ein, braucht er Paß und Dienstbüchlein, in welchem er für ein Jahr eingeschrieben wird. Doch fühlt er sich dadurch keineswegs gebunden. Gefällt ihm die Stelle nicht, verläßt er sie von einem Tag zum andern und es wäre zwecklos, ihn zu halten, er würde schlecht und unwillig arbeiten. Hat er keinen Paß, fühlt er sich noch freier. Das Problem der Schwarzen wird immer schwieriger. Der Schwarze geht am liebsten in ein Haus ohne Hausfrau; er will nicht überwacht sein. Je selbständiger man einen Boy machen läßt, je lieber ist es ihm. Er kann, ist er gutwillig zum Lernen, ein guter Boy werden, am besten nimmt man ihn jung. Genügend Nahrung und gerechtes Verhalten ist das Wichtigste. Ich bin sehr streng und verlange viel von meinen Boys. Jenes System, wo sich die Hausfrau aus Bequemlichkeit nach dem Boy richtet, scheint mir schon um der Würde unserer Rasse willen nicht das Richtige. Immer profitiert dann der Schwarze, er betrügt oder wird faul, oder arbeitet schlecht und ist sich dessen wohl bewußt, denkend, man merke es nicht. — Es gibt gute und schlechte Schwarze, ehrliche und unehrliche, wie bei den Weißen, aber nie wolle man vergleichen. Nie kennen wir ihre Gedanken, nie äußert sich ein Fühlen für uns. Er arbeitet, um Geld zu verdienen, nie, weil er die Arbeit liebt. Zu Kindern ist er gut und versteht nicht, sie zu strafen.

Nach einer gewissen Zeit gehen die Boys nach Hause, sich auszuruhen. Mein Hausboy aus Beira geht ungefähr alle zwei Jahre heim. Seine Heimfahrt braucht 48 Stunden Schiffahrt. Wenn der Boy wieder Geld braucht, kehrt er zurück, was nach einem halben Jahr oder mehr geschehen mag, bisweilen in seine alte Stellung, so sahen wir auch unsern Boy das zweite Mal wiederkehren. Er stand einfach eines Tages wieder da, fing seine Arbeit wieder an, wie er sie aufgehört hatte, sich an alles erinnernd. Nun ich in meine Heimat zurückkehrte, war auch seine Zeit wieder da, sich auszuruhen. Er ist aber auf mein Bitten noch geblieben, um das Haus in meiner Abwesenheit zu besorgen. Er ist ein guter Boy, aber ich weiß, er wird vieles nicht so machen, wie in meiner Anwesenheit. Viele Pflanzen in Garten und Haus werden verdorrt sein. Das Ungeziefer wird manche Brutstätte aufschlagen. Aber er kennt die Wünsche seines Herrn, er wird immer sehen, daß das Haus frisch ist, das heiße Wasser bereit, der Tee auf dem Tisch, die Wäsche gut besorgt. Kurzum, alle Dinge, die man braucht zum Leben, wird er richtig versehen, das andere ist für ihn unwichtig; wozu putzen, wozu Blumen begießen und Arbeiten verrichten, die wir zum Leben nicht nötig haben? —

Ich überlese diese eilig hingeworfenen Zeilen, schwimmend auf hoher See, der Heimat entgegen, auf dem 15. Breitegrad, südlich, im Atlantischen Ozean. Noch ist Schwitzen Trumpf, aber bald werden wir die leichten Kleider mit wollenen vertauschen, und uns an der frischen Heimatluft stärken können, was uns hilft, unser von der Hitze dünn gewordenes Blut wieder zu stärken. F. A.

Was sagt die Leserin?

Der Artikel: Das außereheliche Kindesverhältnis in Nr. 36 vom 9. September ist sachlich, da er ja von fachkundiger Seite stammt, einwandfrei, gibt mir aber doch zu einigen Bemerkungen Anlaß.

Zunächst einmal glaube ich, daß in der mehr und mehr angestrebten Besserstellung des außerehelichen Kindes neben allen Fortschritten, die wir begrüßen, doch eine große Gefahr liegt. Gewiß wollen wir nicht Unschuldige die Fehler anderer entgelten lassen, und wir denken mit Grauen an die frühere grausame Einstellung diesen armen Geschöpfen gegenüber. Wird aber nicht anderseits die Aussicht, daß das Kind den Fehltritt gar nicht zu spüren haben wird, eine in manchen Fällen noch bestehende Hemmung beseitigen und noch leichter zum außerehelichen Verkehr und seinen Folgen führen?

Die Besserstellung kommt nun aber, gerade was die Unterhaltsbeiträge anbetrifft, nicht nur dem Kinde, sondern auch der Mutter zu gut, und das ist auch durchaus richtig, soweit es sich um einen anständigen Menschen handelt. Nimmt es das Mädchen aber so wenig genau, daß verschiedene Väter in Frage kommen können, so gibt ihnen das Gesetz m. E. mit Recht die Einrede der mehreren Beischläfer, womit sie sich der Zahlungspflicht entziehen können. In dem angegebenen Beispiel hat es nach meinem Gefühl etwas Stoßendes, wenn das Mädchen, das zugegebenermaßen einen recht leichten Lebenswandel geführt hat, aus der Sache letzten Endes ein Geschäft machen kann und der Amtsvormund sich dazu hergibt, durch Verschweigen dieser Schutzbestimmung und durch Ausnützen der Situation ihr zu diesem Erfolge zu verhelfen. Gewiß ist es seine Pflicht, die Rechte von Kind und Mutter nach Kräften zu wahren; aber auch das hat seine Grenzen, und die Belohnung der Unmoral liegt weder im Sinne des Gesetzes noch im Interesse unserer Gesellschaft. E. N.

Arbeiter-Alltag

Eine Leserin, die durch ihre Berufsarbeit in der Lage ist, täglich das so Beschriebene zu beobachten, schreibt uns:

Räume speien Menschen aus. Schon recht oft stand ich da, dies zu schauen, mich einzufühlen in die Lage des Arbeiters, der den ganzen Tag hinter Fabrikmauern zubringt. Menschenmassen kann man auch anderswo sehn, sagt ihr. An einem Sonntagabend auf einem großen Bahnhof stehend, da gibts auch Menschen zu sehen. Tausende von Menschen! Oder an einem Match — doch nicht dieselben, auch wenn es dieselben wären. Bringen diese doch etwas Sonntagluft, etwas Festliches mit, das Weggerücktsein vom Alltag. Menschen von der Werkbank weg, aus Gießerei, Schlosserei, aus Spenglerei und Werkzeugmacherei haben kein Sonntagsfluidum mehr an sich; ihr Abzeichen ist Ruß und Schweiß, Hetze und Sorgenfalte oder Millimeternervosität, wie wir es nennen an denen, die stündlich mit Hundertstels-Millimeter arbeiten müssen; sie haben müde Augen und sind Kreuzworträtsellöser. Wenn 2000 Menschen dieser Art an dir vorbeirennen,. so zähle die glücklichen Mienen, nicht die gleichgültigen, abgestumpften, denn auch diese gibts, zähl die frohen, zuversichtlich dreinschauenden und dann streich dir von den 2000 die Nullen weg.

Wie viele von diesen Arbeitern wohnen weit weg vom Arbeitsplatz, müssen jahrein und -aus früh aufstehn, Velo, Bahn oder sogar beides benutzen, kommen zu früh auf den Arbeitsplatz, warten eine Stunde verlorener Zeit bis zum Beginn der Arbeit. Manch einer wird in dieser Zeit noch seinen Morgenkaffee trinken, mancher aber auch verzichtet auf das Frühstück zugunsten eines Znünis, nicht bei allen langts für beides. Andere, Junge, sind irgendwo in der Stadt in einem billigen, kalten, kahlen Zimmer, die Logisfrau kocht ihm aber in der Frühe auch keinen Kaffee, kennt ihn oft kaum, hat andere Sorgen oder ist, was auch vorkommt, allzu bereit in Freundlichkeit. Natürlich hats da der verheiratete Mann ganz anders, hält man mir zu recht entgegen. Ich weiß das auch, weiß auch, daß viele Mieter nette Zimmer und Familienanschluß finden, aber wie viele werden es unter zweitausend sein, wie viele, die nicht einmal mehr jung sind und doch kein Heim haben! Sie alle haben in gewisser Hinsicht ein ganz zersplittertes Dasein. Hier schlafen, da frühstücken, dort arbeiten, irgendwo Mittagessen und Freistunde ausfüllen und dann der lange, schöne, vielgepriesene Feierabend, was wird so oft aus ihm!

Nicht alle haben das Privileg, geistig rege zu sein und den Feierabend auszufüllen mit Fortbildung, nicht der Großteil ist stark genug, allein sein zu können, wenige von ihnen lernen vielleicht in der Jugend ein Heim überhaupt so recht zu schätzen, nur etliche haben Gelegenheit dazu. Die Verführung zu nutzlosem Ausfüllen dieser schönen freien Zeit aber ist groß und vielseitig in der Stadt, und oft nicht teurer als man es sich leisten kann. Denken wir an spannende Kinoreklame, an dubiose Cafés, denken wir an das große Schlagwort der Zeit, „Sport jeder Art macht frei" und wer wollte nicht gerne frei sein. Obwohl es viel Gesundes, Schönes, sogar Vorzügliches für die Arbeiterkreise gibt — ich übersehe das nicht — denke ich mir manches mal, wenn ich einige hundert dieser Männer im gleichen Raum essen sehe: diese Menschen verlernen ja das Daheimsein, das Familienleben, das Rücksichtnehmen auf die Angehörigen am heimischen Tisch; wenn auch alles blitzsauber und gut sein mag, die persönliche Note fehlt eben doch. In Eile und Hast wird das Essen verschlungen, der Nachbar tuts ja ebenso, der Nachbar, den man oft nicht mal mit Namen kennt, geschweige daß man etwas aus seinem Leben, von seinen Sorgen und Nöten wüßte. Die Masse Mensch am Mittagstisch, die Masse, die sich doch auch wieder zusammensetzt aus Einzelnen, aus Einmaligem, aus Menschen mit ihren Schicksalen. Wie viel und doch viel zu wenig knüpfen sich da Fäden von Mensch zu Mensch. Vielleicht ist es die sogenannte Budensprache, die in den Werkstätten gäng und gäbe und uns Außenstehende zurückschreckt, die aber nicht so schlimm ist wie sie sich anhört. Und wie versöhnend wieder, wenn man an den Einzelnen herankommt und in der wahren Menschensprache geredet wird. Was verstehen wir denn von all dem Schweren, Unangenehmen in einer 48-Stundenwoche? Von Pech in der Arbeit, vom Feiern und Lohnausfall, von drängenden Gläubigern, seit man nie mehr reinen Tisch machen konnte mit Bezahlen, von Wohnungssuche in der Stadt mit mehr als zwei Kindern, von Ansprüchen, die ans Können gestellt werden, vom „in - der - Stadt - herumtrollen" an jenem Abend, da der Freund oder auch die Freundin so sehr enttäuschte, von der kalten Mietbude und vom Morgen, das so weiter gehen wird. Wo nehmen wir da noch das Recht her zu richten, wenn solche Menschen entwurzeln, die nicht eine Handvoll Erde ihr eigen nennen, die vielleicht eine Jugend verbracht ohne Mutterliebe.

Man sagt etwa auch, der Arbeiter lebe über seinen Stand hinaus, habe komfortable Wohnung, Beratung, guten Lohn, Versicherung gegen alles (Arbeitslosigkeit, Unfall, Krankheit), Ferien und Freizeit. Seien wir doch froh, daß dieses Bestreben zur Bessergestaltung seiner Lebens- und Arbeitsbedingungen da ist, das heißt die Liebe zur Heimat schaffen, die ihm dies bietet; die Achtung für seinen Arbeitgeber, der ihm dies gönnt; stärkt sein Vertrauen zum Leben. Der Arbeiter, der Mensch überhaupt in einigermaßen lebenswerten Verhältnissen wird sich selten verhetzen lassen, wird sich nicht auflehnen gegen Gesetz und Vorschrift, wird ruhig sichten und urteilen, daß er anders sieht, anders urteilt, ist notwendiges Geschehen, ist natürlich, sieht er doch aus seinem Gesichtswinkel, aus seinem Verstehen das Leben an. K. M.

Soziale Frauenschule, Genf.

Die Soziale Frauenschule bietet den Schülerinnen eine allgemeine Weiterbildung wirtschaftlicher, rechtlicher und sozialer Natur und bereitet sie so auf ihre Aufgabe in der Familie und der Volksgemeinschaft vor. Der Lehrplan des ersten Jahres sieht Kurse vor über die sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen der Familie, über Kinderpflege, Erziehungslehre, Frauenbewegung, Bürgerkunde. Im zweiten Jahr wird Unterricht erteilt in sozialer Gesetzgebung, Wohlfahrtspflege, sozialer Hygiene usw. Zahlreiche Besichtigungen von Anstalten, praktische Betätigung, sowie Studienreisen ergänzen die theoretische Ausbildung. Anderseits bezweckt der vollständige Lehrgang (vier Semester und ein Jahr Praktikum) die Ausbildung der Schülerinnen zu einem sozialen Frauenberuf; es bestehen folgende Abteilungen: A. Allgemeine Wohlfahrtspflege (offene Fürsorge): Jugendfürsorge, Gehilfin in Amtsvormundschaften, Jugendämtern, Armenpflegen. Polizeiassistentin; Tuberkulosefürsorge, Spitalfürsorge. B. Anstaltsleitung (geschl. Fürsorge): allgem. Leitung, wirtschaftl. Leitung oder Stelle einer Gehilfin in Kinderheimen (besonders Erholungsheimen für gesundheitlich gefährdete Kinder), Waisenhäusern, Erziehungsanstalten, Heimen für Arbeiterinnen usw. C. Sekretärin in Werken der öffentlichen oder privaten Wohlfahrtspflege in internationalen Organisationen. D. Bibliothekarin-Sekretärin. Mittlerer Dienst in wissenschaftlichen Bibliotheken, Leitung von Volks- und Jugendbibliotheken. Nach viersemestrigem Studium und einjähriger praktischer Tätigkeit kann ein Diplom erworben werden, nach zweisemestrigem Besuch der Schule ein Abgangszeugnis. Die Laborantinnenschule eröffnet auch den jungen Töchtern eine neue, interessante und ihren Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit als technische Assistentinnen für medizinische Laboratorien. Das „Foyer" der Schule, in einer Villa mit großem Garten, dient nicht nur als Pension für die Schülerinnen, sondern bildet Hausbeamtinnen aus und bietet den Töchtern Gelegenheit zum Besuch praktischer Haushaltungskurse. Programme und weitere Auskunft können jederzeit vom Sekretariat, route de Malagnou 3, verlangt werden.

Kleine Rundschau

Wie die Frauenbewegung beginnt

In Siam hat Dr. Pierra Hoon, die ihre medizinischen Studien in Frankreich gemacht hat und vor wenig Monaten in ihre Heimat nach Bangkok zurückkehrte, eine Vereinigung der dortigen Akademikerinnen ins Leben gerufen, die sich zum Ziele setzt, sozial zu wirken.

Beim ersten Appell haben sich sogleich zehn Frauen zusammengefunden, die sich in erster Linie der Frauen und Kinder annehmen wollen. Sie wollen die oft so elende Lage bessern und ihre gemeinsamen Anstrengungen zum Wohle der so Bedrückten einsetzen. Wir zweifeln nicht, daß aus diesen kleinen Anfängen — denn ähnlich fing man auch in den andern Ländern an — sich segensreiche Arbeit entfalten wird. Dr. Hoon will gegen den Frauen- und Kinderhandel kämpfen, indem sie ein Haus zu gründen gedenkt, das entgangenen Opfern zur Heimstatt werden soll.

(Française)

Die erste schweizerische Tierärztin,

eine Studentin aus Baden, hat die eidgenössischen tierärztlichen Prüfungen abgelegt. Im Ausland gibt es bereits mehrere Tierärztinnen, die für Kleintiere praktizieren. F. S.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumklub, Rämistr. 26, 10. Oktober, 17 Uhr: Konzert des Zürcher Vokal-Quartett; Sopan: Margrit Vaterlaus; Alt: Dora Wyß; Tenor: Dr. Ernst Reiter; Baß: Werner Heim. Am Flügel: Bernhard Seidmann. Programm: Deutsches Volksliederspiel von Hermann Zilcher. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Hausfrauenverein Zürich und Umgebung. Monatsversammlung im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben, Mittwoch 12. Oktober, 20 Uhr; Vortrag mit Diskussion: Bauer und Metzger im Dienste des Konsumenten.

Ausstellung im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben, 19. Okt., 14—20 Uhr, und 20. Okt., von 10—19 Uhr: 50 kalte Platten, Salate und Rohkost.

Zürich: Verein Ehem. Schülerinnen der Sozialen Frauenschule Zürich: Jahresversammlung, 15./16. Oktober, im Hotel „Sonnenberg", Aurorastr. 98. Samstag, 15. Oktober, 20.15 Uhr: Vortrag von Prof. Karl Meyer „Die Gegenwartslage der Demokratie". 16. Okt., 10.30 Uhr: Geschäftlicher Teil.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David St. Gallen.

Geschäftliches

Das konservative Frühstück.

Der hohe Lebensstandard eines Volkes bringt u. a. ein erhöhtes hygienisches Bedürfnis — wogegen nichts zu sagen ist — aber auch eine Ueberängstlichkeit in gesundheitlichen Dingen, ja recht eigentlich ein körperliches Minderwertigkeitsgefühl hervor.

So kommt es, daß in unserem Lande, das die beste Luft, die beste Milch und die besten hygienischen Lebensbedingungen des Kontinents besitzt, viele Mitbürger glauben den Tag nicht überstehen zu können, wenn nicht schon auf dem Nachttischchen ein Stärkungsmittel steht.

Die meisten allerdings finden sich über kurz oder lang immer wieder zum altbewährten Standardfrühstück zurück, nämlich zum Milchkaffee mit Brot und Butter nebst Konfitüre, Honig oder Käse. Die Anregung einer guten Tasse Kaffee und die Ergänzung durch eine währschafte Nahrung, — das Kaffeefrühstück verleidet nie. J. C.

Husten in der Nacht

gehört zu den schlimmsten Plagen; denn zu der Erschütterung des an und für sich schon geschwächten Atmungsapparates durch die Reizhustenstöße kommt hier noch der Verschleiß an Nervenkraft durch die zerstörte Nachtruhe. Nehmen Sie gegen solche hartnäckigen Katarrhe, gegen Verschleimung u. Asthma „Silphoscalin", denn damit stellen Sie nicht nur den Hustenreiz ab, sondern Sie bringen auch den Schleim zum Auswurf, die Schleimhautentzündung zum Abklingen u. kräftigen das ganze Atmungssystem u. die Nerven. „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Heilstätten erprobt u. anerkannt. Packung mit 80 Tabletten Fr. 4.— in allen Apotheken, wo nicht, dann Apotheke E. Streuli & Co., Uznach. *Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos u. unverbindlich Zusendung der interess. Aufklärungsschrift.*

Tobler Cacao

In Paketen mit der Bleiplombe

von jeher der meist verlangte Cacao

200 gr. 60 Cts.

In prächtiger und gesunder Gegend gelegene, gut eingerichtete **Haushaltungsschule** 3420 leitet junge Mädchen zu selbständiger Führung des Hauswesens an. Unterricht und Umgangssprache französisch. Sprachen, Sport, Musik. Prospekte und Auskunft durch die Leiterin Mme. Anderfuhren

Ecole nouvelle ménagère, Jongny sur Vevey

daheim

Zimmer von Fr. 3.50 an. Licht, Heizung und Bedienung inbegriffen

Alkoholfreies Restaurant Zeughausgasse Bern

571

Hotel Augustinerhof-Hospiz

St. Peterstraße 8 Zürich beim Paradeplatz

Zimmer mit und ohne kalt und warm Wasser von Fr. 3.50 bis Fr. 5.—. Ruhige, zentrale Lage, behagliche, neu renovierte Räume, gepflegte Küche. Leitung: Schweizer Verband Volksdienst, Zürich

4593

Im **Heim Waldlicht**

Lutzenberg (App.) 3587

finden seelisch belastete Frauen und Töchter verständnisvolle Führung und Pflege.

(Prosp. und Referenzen) Anna Schmid